

# Archiv

Von vanilla\_quicksand

## Inhaltsverzeichnis

|                                          |   |
|------------------------------------------|---|
| <b>Kapitel 1: Berlin, Alexanderplatz</b> | 2 |
| <b>Kapitel 2: Malkavian Ink</b>          | 6 |

## Kapitel 1: Berlin, Alexanderplatz

„Das Land, von dem diese Geschichte erzählt, gibt es nicht.’

„Was?!”

Ich sah verwirrt von meiner Lektüre auf und bemerkte, dass mir ein Mann gegenüber saß, der mich über meine Kaffeetasse hinweg ansah und auf mein Buch deutete. Ich hatte weder die Tür des Cafés quietschen gehört noch bemerkt, wie er sich an meinem Tisch niedergelassen hatte.

„Dieses Land existiert nicht’, wiederholte er. „Ich weiß es.’

Er hatte kurzes graubraunes Haar, trug unauffällige Kleidung – die Stadtuniform, wie man sie an vielen sieht. Jeans mit abgewetzten Knien, Schnürschuhe, ein Sweatshirt in irgendeiner undefinierbaren ausgewaschenen Farbe, ein Parka aus derbem grauem Stoff. Vielleicht fünfundvierzig Jahre alt, aber das war nicht gut zu erkennen. Stoppelbart; tiefe Falten im Gesicht wie gravierte Runen.

„Der Roman spielt hier’, erwiderte ich verwundert. „Hier, in Berlin. Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass diese Stadt nicht existiert – wir sitzen mittendrin.’

Seine Augen waren dunkel; so dunkel, dass man die Pupillen kaum erkennen konnte, und irgendetwas stimmte mit ihnen nicht. Ich fragte mich, ob er verrückt war – in Berlin, und besonders an heruntergekommenen Orten wie diesem Café, traf man leicht auf Menschen, die irgendwie durch das Sieb der Gesellschaft hindurchgefallen waren – Träumer, Gebrochene, Bahnhofsberber, Ausreißer, Psychopathen, Junkies... alle möglichen Außenseiter, die im Bauch der riesigen Stadt ein seltsames Leben führten, ihre bloße Existenz fast allen an der Oberfläche und vielen im Inneren unbekannt.

„Es existiert nichts’, beharrte der Mann. „Nicht das Land. Nicht die Stadt. Nicht dieses Café.’

Er schien wirklich verrückt zu sein. Seine Stimme, kaum mehr als ein heiseres Wispern, kratzte mein Rückenmark entlang und ich fühlte mich, als würde man das Innere meines Schädels mit grobem Sand ausscheuern.

Er lehnte sich jetzt auf den Tisch, wodurch er mir unangenehm nah kam, und sah mich fest an. Irgendetwas an seinen Augen stimmte definitiv nicht. Sie wirkten wie die Fenster eines ausgebombten Hauses.

„Wie meinen Sie das?’ Wider Willen war ich fasziniert.

„Nichts ist real.’ Er flüsterte es fast. „Nichts ist so, wie Sie es sehen. Diese Welt – und alle darin, auch Sie und ich – sind ein nicht existenter Film, ein Schleier über dem Nichts, der gar nicht da ist. Aber niemand von uns kann das wahrnehmen.’

Ein Schizophrener vielleicht; in der Wahnvorstellung gefangen, ein Auserwählter zu sein, der die Menschheit warnen muss... Ich lächelte vor mich hin. Über Psychologiestudenten hieß es immer, dass sie nach einer gewissen Zeit auf Station anfangen, in allem Möglichen Symptome zu sehen. Keiner wusste, wie sehr das doch zutraf.

„... mit den Spiegeln.’

„Was?’ In meine Gedanken verstrickt hatte ich nicht wahrgenommen, dass der Mann weitergesprochen hatte.

„Ich sagte, alles beginnt mit den Spiegeln’, wiederholte er leicht gereizt.

„Was beginnt mit den Spiegeln?’ Mein Interesse war geweckt.

„Alles, das hab ich doch gesagt. Aber eigentlich nicht mit den Spiegeln, sondern in

ihnen.'

„Wie meinen Sie das?“

„Die Spiegel sind der Durchgang. In Spiegeln ist der Schleier, der wir sind, am dünnsten. Man kann auf die andere Seite sehen... wenn man weiß, wie. Und es gibt ein Hindernis.“

Jetzt wusste ich, was mit seinen Augen nicht stimmte. Sie reflektierten nicht den kleinsten Lichtstrahl; kein Glanz, kein Funkeln, Es lag nicht an einem körperlichen Fehler oder vielleicht an Schlafmangel oder Traurigkeit - es waren gewöhnliche Augen. Nur, dass sie völlig matt waren. Nicht trocken – matt. Sie absorbierten das Licht einfach. Und ich konnte nicht aufhören, hineinzustarren.

Der Mund unter den Stoppeln verkantete sich zu einem Grinsen. „Ich hatte recht damit, Sie anzusprechen. Sie haben es von selbst bemerkt.“

„Was ist geschehen?“ Die Worte kratzten in meiner Kehle und versuchten verzweifelt, auf halbem Weg kehrtzumachen und zurückzukriechen.

„Das ist das Hindernis, von dem ich gesprochen habe. Es ist, als hätte etwas nicht gewollt, dass wir das Nichts finden. Und das hat Sinn, junge Frau, das ist wirklich sinnvoll. Denn wenn man erkennt, dass man nicht existiert, und dass nichts da ist – und wenn man die völlige Abwesenheit von allem entdeckt, wissen Sie, wie das aussieht, das kann sich keiner vorstellen – wissen Sie, was dann passiert?“ Ein bitteres Lachen schüttelte den mageren Körper. „Man wird verrückt, junge Frau. Das Nichts ... es jagt einen. Es lässt mich nicht mehr los, egal, was ich tue. Es frisst sich durch meinen Körper wie Säure, es frisst mich von innen auf, es höhlt mich aus ...“

In seinen toten Augen flackerte etwas, und er schien für den Bruchteil einer Sekunde woanders zu sein.

„Entschuldigung ...“ Ich tippte ihn zögerlich an.

Er sah mich an wie von unendlich weit her, sprach schleppend weiter. „Das Hindernis ...“, er beugte sich vor und trank meinen Kaffee auf einen Schluck aus, „das Hindernis ... Haben Sie schon einmal einen weit entfernten Gegenstand in einem Spiegel betrachtet? In einem alten, trüben? Es verzerrt die Umrisse, manchmal werden die Farben anders, das Licht wird gebrochen, der Gegenstand erscheint verfremdet.

Und jetzt stellen Sie sich vor, Sie würden dieses verzerrte Bild ebenfalls in einem alten angelaufenen Spiegel sehen. Es ist kaum noch das Original im Spiegelspiegelbild wiederzuerkennen, die Lichtbrechung ist so stark, dass alles andere Farben und seltsame neue Linien bekommt, und wenn dieser Spiegel dazu noch gekrümmt ist ...“ –er sah mich durchdringend an und riss ein Auge mit zwei Fingern auf – „gekrümmt wie eine menschliche Hornhaut – verstehen Sie?“

Das aufgerissene linke Auge, der verzerrte Mund, der starre Blick – ich schauderte und rutschte, so weit ich konnte, nach hinten.

Er sprach weiter, ließ die Hand wieder sinken, seine Stimme klang hohl, entfernt. „Dieser zweite Spiegel ... diese zweite Verzerrung ... das, das ist im menschlichen Auge. Sie haben es gesehen, Sie wissen, dass sich normalerweise Licht im Auge spiegelt, wenn Sie lange genug hinsehen, erkennen Sie bei anderen Leuten auch, dass man richtige Spiegelbilder erkennen kann ... das alles ist das Hindernis, der zweite Spiegel.“ Ich sah ihm wieder in die Augen; matt und, wie ich erst jetzt bemerkte, rot und entzündet. Tränendrüseninfektion wahrscheinlich.

„Warum ... was ist dann mit Ihren Augen?“

Ich war gespannt auf seine Erklärung – so gut er seine Geschichte erzählt hatte und so real sie für ihn sein mochte – wie erklärte er diese Erkrankung?

„Spiegel bestehen aus Glas und Metall. Aber sie sind mehr als das, sobald sich etwas in

ihnen reflektiert, sobald sich etwas in egal was reflektiert, wird es zum Portal, das sein eigenes Hindernis ist. Eine Tür, die ihren eigenen Riegel bildet sozusagen.'

„Das habe ich verstanden, aber was hat das mit Ihrer Augeninfektion zu tun?!“ ich war gereizt und zwang mich, ruhiger zu werden und tief zu atmen. Wenn man etwas aus einem Patienten herausbekommen wollte, musste man ruhig bleiben. Nicht werten, nicht urteilen, nicht drängen – sonst gingen sie in die Defensive und erzählten gar nichts mehr, sondern begannen einen Kampf mit ihrem Gegenüber. In diesem Fall mit mir. Und das war genau das, was ich nicht wollte.

„Entschuldigen Sie bitte. Wie meinen Sie das genau?“

„Erst mal ist das keine gewöhnliche Infektion, aber hören Sie zu. Wenn man in einen Spiegel schaut und weiß, wonach man sucht, dann muss man warten. Und versuchen, durch das Spiegelbild hindurchzusehen, egal, wie weh es tut. Dann wird man etwas finden, und dann – dadurch brennt sich auf irgendeine Weise die Schicht im Auge weg, die spiegelt. Und man sieht klarer, man sieht das Nichts. Immer noch nicht ganz, aber glauben Sie mir – dieses bisschen reicht ...“

Er stöhnte und griff sich an den Kopf. „Ich hab es betrunken rausgefunden. Hatte eine Sonnenbrille auf der Straße gefunden, sie aufgesetzt und mich in einer Schaufensterscheibe betrachtet. Ich war völlig dicht – so dicht, dass ich beschloss, rauszufinden, ob der Mann in der Scheibe was anderes tun würde als ich, wenn ich ihn lange genug anstarrte. Ich wusste, wonach ich suchte. Nach dem Unterschied.“

„Und dann?“

„Dann auf einmal -“ Er brach ab, stand auf, rannte hinaus auf die Straße, immer weiter weg.

„Hey, warten Sie! Was ist denn los?“ Ich lief ihm hinterher, hörte aus weiter Ferne die Cafébesitzerin etwas über verfluchte Zechpreller keifen und dass die Ordentlichen die Schlimmsten seien, weil man es ihnen nicht ansähe – der graue Parka verlor sich viel zu schnell in der Menge, mit einer Geschwindigkeit, die für einen Menschen fast schon unmöglich zu halten war. Und er lief mitten durch die Masse, doch keiner schien zu bemerken, dass er da war. Die Menschen selbst schienen nicht vorhanden zu sein, denn keiner machte ihm Platz und trotzdem hielten sie ihn nicht auf ...

Erschöpft und verwirrt steuerte ich eine Bushaltestelle an und ließ mich auf einen der Metallsitze fallen. Ich versuchte diese seltsame Begegnung zu verdauen. Schließlich hatte ich früher schon Verrückte verschiedenster Art auf den Straßen, in Discos, in Bars und Cafés getroffen, mir ein Hobby daraus gemacht, sie aufzuspüren, ihnen ihre Geschichte zu entlocken, sie zu analysieren, ohne dass sie es merkten, und schließlich im Kopf Diagnosen zu stellen ...

Schweiß lief mir übers Gesicht; mechanisch klappte ich meinen Taschenspiegel auf, um mein Make-up zu überprüfen.

Mein eigenes Gesicht starrte zurück, bleich und verschwitzt und verängstigt, mit zerlaufener Wimperntusche.

Ich betrachtete meine Augen, scannte sie, versuchte in ihnen irgendein Anzeichen einer beginnenden Geistesstörung zu finden, damit ich wenigstens wusste, was mit mir los war.

Zaghaft lächelte ich mir zu; versuchte, mich aufzumuntern.

Mein Spiegelbild lächelte nicht zurück.

Es sah mir ernst in die Augen.

Und dann verschwand es, so plötzlich, als hätte man es ausgeknipst.

Starr vor Angst zwang ich mich den Kopf zu heben und hoffte, die Kaufhausfassade auf der anderen Straßenseite zu sehen.

Sie war weg.

Die Straße war weg.

Die Menschen verschwunden.

Ich befand mich in einem in alle möglichen Richtungen unendlich ausgedehnten Raum von einer Farbe, die man nicht anders als abwesend nennen konnte. Meine Umgebung, die Straße, die Häuser, waren als dünnes durchsichtiges Bild vor dieser ungeheuren Nichtexistenz zu erkennen.

Ich sah herunter auf meine Hand, die den Spiegel hielt.

Der Spiegel war noch an derselben Stelle.

Die Hand war verschwunden.

Ich begriff nicht.

Dann schrie ich auf.

Der Spiegel fiel.

Und das letzte, was ich sah, bevor dieses wahnsinnige Brennen begann, war sein Fall. Wie er aufschlug – auf dem nicht existenten Boden aufschlug – und das Spiegelglas beim Aufprall wie Wasser aus der Fassung spritzte.“

Die junge Frau unter der Weltuhr zerrte schwach an dem schmutzigen Verband, der ihre Augen bedeckte – eine zu oft vergeblich versuchte Geste; halb Wut, halb Resignation.

„Ich sehe immer noch dieses Nichts. Hinter der Binde, hinter meinen Lidern, durch meine verbrannten Augen hindurch ... es ist immer da. Es treibt mich um, es macht mich verrückt. Meine Augen brennen, mein Geist brennt, das Nichts hat mich verstümmelt. Flüssiges Metall in meinem Blut. Und das alles ... es hört nicht auf. Es hört nie auf. Es hört nie auf. Es hört nie auf. Es hört nie auf ...“

Sie flüsterte heiser vor sich hin, längst nicht mehr an mich gerichtet. Eine sinnlose Träne sickerte unter dem Verband hervor, bahnte sich langsam ihren Weg über das schmerzverzerrte Gesicht. Sie lehnte sich gegen den Pfeiler der Weltuhr und begann zu schluchzen; tiefe verzweifelte Seufzer, die sie wie einen Grashalm im Sturm durchschüttelten, aber keine Tränen mehr.

Ich drückte ihr eine Münze in die Hand und ging leise davon. Ihr war offensichtlich nicht mehr zu helfen. Aus dem Augenwinkel nahm ich noch beiläufig wahr, wie ein älterer Penner auf sie zuging, kurz mit ihr sprach, ihr dann eine Hand auf die Schulter legte und sie wegführte.

## Kapitel 2: Malkavian Ink

Diese Nacht ist so dicht, man könnte glauben, die Welt um mein Zimmer sei ein Tropfen schwarzen Wassers.

Doch hinter dem Glas schwebt mir der Mond vor, wie man fliegt, und macht mich sehnsüchtig und wütend.

"Verschwinde, Luna, ich stolper doch schon, so schnell ich kann..."

Er lacht mich aus, beschämt mich in meinen kümmerlichen Versuchen, abzuheben.

"Mach dir nichts draus, Kleine, es sind eben nicht allen Flügel gewachsen."

Ich erinnere mich an Zeiten vor Jahren, als meine Füße unermüdlich angetrieben das Pflaster der Stadt zertraten, meine Zielstrebigkeit nirgendwohin machte mich zu einem Blutkörperchen unter vielen, das durch die Adern von Metropolis trieb. Staub, Lärm und aufgeheizter Asphalt; die Häuserschluchten, die meinen Weg begrenzten, waren die Bälkchen im Gefüge seltsamer Knochen; Knochen, die die Struktur einer mir unverständlich komplexen Existenz stützten, die unabhängig von den Milliarden Zellen, die durch sie trieben, zu denken, zu atmen, zu leben schien.

Nachts, auf dem Rückweg von irgendeinem Ort, konnte ich durch die abgelaufenen Stiefelsohlen spüren, wie sich der gemahlene Stein unter meinen Füßen beinahe unmerklich hob und senkte; unendlich langsamer Atem. Die Luft um mich warm und still wie abgestandenes Blut, zähflüssig sickerte sie über meine Haut und in meine Lungen. Zehntausende Organellen funkten über meinem Kopf Lichtsignale durch das Körperdunkel. Ich brauchte keinen Schlaf, kein Wasser, keine Nahrung. Der bloße Gedanke daran, zu meinem Bett, in das kleine Zimmer meines billigen Hotels zurückzukehren, erschien mir pervertiert. Mich hinzusetzen und auszuruhen, und sei es nur für eine Zigarettenlänge, damit mein rasendes Herz unter der Nikotineinwirkung nicht zu taumeln und zu stolpern begann, eine fast übermenschliche Anstrengung.

Die Stadt raste und pulsierte weiter, während ich saß, und ich konnte und wollte nichts anderes als mitzurennen.

Wenn mein Körper mich tief in der Nacht nach einigen Tagen zur Ruhe zwang, mir den Dienst verweigerte, saß ich in Bars, trank mich schwindlig, um nicht zu bemerken, dass ich dem Herzschlag des großen Tieres für einen Augenblick nicht gehorchte. In seinen langsamen Nachtatem gehüllt trieb ich, angeekelt und vor verleugneter Erschöpfung fast zerfallend, in mein gemietetes Bett. Mein Transportmechanismus, mein Körper stahl sich drei, vier, fünf Stunden Vergessen; in meinem Kopf pochte ein Ableger des riesigen Wesens durch Träume, die ich vergaß, sobald meine Augen sich öffneten und ich weiterlief.

Der einzige Ort, an dem ich Ruhe fand, waren die Straßenbahnen. Die Erinnerung an Scharen schlafloser Nächte streift immer noch von Zeit zu Zeit durch meinen Kopf, weiße Nächte, in denen ich an ein schmutziges Abteilstfenster gelehnt dasaß, manchmal Musik hörte, die mich in eine ruhigere Trance versetzte, manchmal mich nur mit der scheppernden Stille der Waggonen umgab. Hier konnte ich einnicken, in den Schlaf gleiten und wieder aus ihm heraus, ohne das widerwärtige Gefühl zu haben, das mir die erzwungene Ruhe jedes Mal wieder bescherte. Als würde ich gezwungen, endlose Münder voll Kreide zu zerkauen.

Vielleicht lag es an der schieren Menge an Zellen, die wie ich durch das knirschende Maschinenblut der Stadt gepumpt wurden, vielleicht an seiner Übersättigung mit Botenstoffen verschiedenster Art, vielleicht am Wirrwarr der Signale, die die einzelnen Organe untereinander austauschten - Organe, wie sie kein Anatom dieser Welt zuordnen könnte, würde er sie jemals zu Gesicht bekommen - vielleicht war die Luft selbst berauscht vom Sog, der durch die Straßen schoss... Tatsache ist (oder ist sie?), dass ich in dieser Stadt etwas verlor. Ich hatte mich ohne zu zögern in den reißenden Strom gestürzt und zu spät bemerkt, dass ich in dieser Flüssigkeit auf keine meiner mühsam angelernten Fähigkeiten vertrauen konnte. Statt mit der Strömung zu spielen, mal mit, mal gegen sie zu schwimmen und je nach Laune aus dem Fluss zu klettern und wieder hineinzuspringen, glitt ich wie hypnotisiert unter die Oberfläche, und fast sofort packte mich ein seltsam zähflüssiger Strudel und riss mich nach unten. Die Blasen, die aus meiner verzweifelt kämpfenden Lunge aufstiegen, taumelten träge, sinnlich, fast kokett zur Oberfläche.

Ich schmeckte Soma und Motoröl, mein Magen, meine Ohren, meine Augen waren voll davon, meine Lungenbläschen kollabierten unter seinem Ansturm, es umarmte mich tödlich nonchalant, mein Haar verwirbelte sich mit Fabrikschrott vom Grund des Flusses, mit Zahnrädern, Schläuchen und seltsamen rotblättrigen Wasserpflanzen... Ich gab nach. Gab mich hin, berauscht und benebelt. Nahm einen tiefen Zug Maschinenblut, es war so einfach, so natürlich, wie einer Narkose nachzugeben oder eine latente Sehnsucht sich Bahn brechen zu lassen.

Und plötzlich spürte ich scharfkantiges Blech unter meinen Fußsohlen. Ich stieß mich unwillkürlich ab und tauchte auf.

Nach-Luft-Schnappen, ebenfalls aus Reflex, ein Mundvoll Sauerstoff, der der letzte für lange Zeit sein sollte. Der Atem brachte mir kurzzeitig meinen klaren Kopf zurück. Ich spürte ein Brennen an meinen Füßen, an einigen Stellen eine seltsame Kühle, und hatte den verwirrenden Eindruck, dass nervendurchzogene Stofffetzen an ihnen befestigt waren, die in der Strömung wehten. Ich musste raus aus diesem Strudel, aus diesen Stromschnellen, die meine Kraft noch schneller verbrauchten, als sie mich mit sich davonrissen, brauchte mehr Zeit, um Luft zu holen, eine ruhigere Stelle im Wasser, wenn ich schon nicht ans Ufer konnte...

Das war mir vollkommen klar, und noch während ich mich umsah, an welcher Stelle der Fluss wohl langsamer wurde, fanden meine Füße eine in tieferen Lagen fließende Stromschnelle, und bevor ich auch nur die Augen schließen konnte, tauchte ich ihr schon entgegen. Kopf voraus, bis sie mich packen konnte, und ich atmete Maschinenblut.

So könnte man wohl umschreiben, was geschehen ist, würde man Malkavs Spiegeltinte benutzen. Bis heute habe ich keine besseren Formulierungen gefunden als die, die erscheinen, wenn ich - anstatt Notizblock und Kugelschreiber zu benutzen, wie ich es sonst immer tue - einen alten Füllfederhalter mit ihr tränke, ihren eigenartigen Duft einatme und warte, bis mein Verstand in einem Nebel verschwindet, der so seltsam schillert wie ihre Oberfläche. Wenn ich wieder zu mir komme, bin ich müde, zerschlagen und schwach, und irgendwo in meiner Nähe befindet sich ein Schriftstück. Ein Tisch kann mit einer wie Seifenblasen schimmernden Flüssigkeit beschrieben sein, die Tapeten über und über schwarzblau bekritzelt, drei Sätze in ein Holzregal gesengt... Einige kryptische Notizen, aus denen hervorging, was die Stadt mit mir gemacht hatte, fand ich damals in die dünne Metallschicht meines Taschenspiegels gekratzt, unter dem unversehrten Glas.

Ich kann mich nicht erinnern, was in der Zeit geschieht, in der ich offensichtlich zu schreiben scheine, ich weiß nicht, was ich sonst noch getan habe und erkenne keinen einzigen Satz wieder, wenn ich ihn lese. Man kann sich mein Entsetzen vorstellen, als ich aus einer Trance erwachte und fast meine gesamte Kleidung blutgetränkt war, die Hosenbeine bis über die Knie mit Lehm verschmiert. Nur die Tatsache, dass ich mich zufällig zum Spiegel umdrehte, ließ mich bemerken, dass die offensichtlich sauberen Stellen Worte bildeten. Bis heute frage ich mich, wo all das Blut herkam, wo ich gewesen war. Meines war es nicht, ich war unverletzt. Mir graut vor dem Gedanken, dass irgendwann jemand kommen könnte, um mich mitzunehmen. Mich einzusperren. zu töten, aus Rache für einen Sohn, eine Schwester, einen Freund.

Ich reiße meine Gedanken von meinen heimlichen Ängsten los. Es muss die Tinte gewesen sein, es kann nichts anderes als die Tinte gewesen sein...

Ich blicke hinaus in den Tropfen schwarzen Wassers, der mein Zimmer umschließt. Der Mond ist untergegangen, meine kleine Schale reist allein durch die Nacht. Kühle klare Luft da draußen, genug Raum zwischen den einzelnen Häusern, damit sie sich nicht auf die Füße treten. Der Haselstrauch im Garten raschelt leise, und kleine Wesen unter den Büschen murmeln im Schlaf vor sich hin.

Ich trinke den stillen Frieden in mich hinein, reibe meine nackten Füße. Die Sohlen sind gut verheilt seitdem, und nicht nur sie.

Ich bin eine andere geworden, nachdem ich es aus dem Fluss geschafft hatte.

Nein: Nachdem der Fluss mich in einen ruhigeren Seitenarm spuckte, ich irgendwann ans Ufer geschwemmt wurde und entfremdet, voll von Gift und mit am Blech zerschnittenen Füßen nach draußen taumelte. Nachdem das Maschinenblut und der Atem der Stadt mit irgendwelchen schon vorher in mir schwärenden üblen Säften und faulenden Gedanken eine seltsame Symbiose eingegangen waren.

Nachdem ich dieses Gebräu, dieses Gewürm weiter gehätschelt, gepflegt und verbreitet hatte, nachdem der eine winzige Teil von mir, der immer noch klare Luft atmen wollte und musste und der noch nicht über den Giften verrückt oder zersetzt worden war, mir die verklebten Augen einen Spalt weit freischabte... nachdem so der lange, quälende Prozess begann, all die Parasiten langsam auszutreiben, die Gifte Stück für Stück loszuwerden, nachdem ich monatelang stinkende Klumpen meines Innersten erbrach... nachdem letztendlich in einer Woche sämtliche Geschwüre aufgeschnitten und ausgebrannt wurden und ich noch Monate danach glaubte, ich würde verbluten, wenn man die frischen Wunden auch nur berührte...

Nachdem all dies geschehen war, fing ich langsam wieder an zu leben. Nervenenden funkten aus Gewebe, von dem ich glaubte, es wäre weggebrannt, Reize an mein Gehirn. Und ich fand in meiner alten Tasche Malkavs Tinte.

Ich glaube, ich fand sie wieder, denn ich habe Schriften in meinem Besitz, die älter sind als die Erinnerung an die Stadt, und sie sind mit ihr geschrieben, denn die Schrift schimmert wie die Spiegeltinte im Mondlicht. Aber ich kann mich nicht erinnern, sie vor der Stadt verwendet zu haben.

Ich lösche das Licht, bald werde ich schlafen. Zerbrechlich bin ich noch. Verletzlich, rekonvaleszent, aber das ist nicht alles.

Ich habe besser schwimmen gelernt, und gelernt, nicht ertrinken zu wollen.

Eine letzte Erinnerung.

Die Narben an meinen Fußsohlen machen sich bemerkbar, ein ziehender Schmerz.  
Verlangen.  
Sie möchten ihre Väter kennenlernen.